

Ausrangiert!

Ich kann mich noch genau erinnern, wie alles begann. Mein erster Arbeitstag - ein kalter Januarmorgen im Jahre 1991. Mittwoch, war's. Nicht daß es irgendeine Bedeutung für mich hätte, ob nun Mittwoch oder Sonntag ist, Winter oder Sommer. Eine meiner großen Stärken: Ich bin in keinster Weise wetterfühlilig und jeden Tag leistungswillig und -fähig.

Die meisten Menschen lassen sich bei Hitzeperioden ebenso wie bei längeren Regenzeiten durchhängen – es schlägt ihnen aufs Gemüt. Nicht so bei mir. Ein Vorteil, den mein Chef eigentlich schätzen müßte – aber in all den Jahren noch nie richtig zu würdigen gewußt hat.

Meistens gab es auch an den Wochenenden irgendeinen Einsatz, von den Zeiten nach 19:00 Uhr möchte ich gar nicht erst sprechen. Vielleicht hätte ich in all den Jahren den Entschluß fassen sollen, in die Gewerkschaft einzutreten – aber ich tat es nicht.

Wie kann ich meine Tätigkeit am besten beschreiben?

Nun ja, ich sammle die Ideen, Termine und Aufgaben meines Chefs. Aber auch Namen und dazugehörige Adressen mit Telefonnummern halte ich auf Abruf bereit. Man könnte sagen, die Tages- und Monatspläne meines Chefs werden mit mir erst möglich. Ohne mich hätte er garantiert enorme Schwierigkeiten, seine in Konzepte gepackten Visionen zu realisieren. Nein, ich bin keine Sekretärin. Praktisch bin ich so etwas wie der verlängerte Arm meines Chefs. Er braucht mich immer, wenn er seinen Tag strukturiert oder mit Geschäftspartnern in Kontakt treten möchte. Ohne diese tatkräftige Unterstützung würde sein Leben zweifelsfrei mit Vollgas ins Chaos schlittern. Richtig geraten, ich bin ein Zeitmanager.

Einige Schrammen habe ich, nicht nur bildlich gesprochen, während der letzten neuneinhalb Jahre schon abbekommen. Sei es in rauen Auslandseinsätzen oder aus Unachtsamkeit meiner lieben Umwelt hier in Deutschland. Respekt, Achtung und Anerkennung habe ich mir damit, wie ich denke, durchaus verdient. Ich möchte nicht soweit gehen und von „Liebe“ oder zumindest einer „Treueverpflichtung“ sprechen, obwohl dies nicht weit hergeholt wäre.

Wobei, ich sollte nicht ungerecht sein. Zumindest früher wurde ich sicher geliebt oder zumindest hoch geschätzt. Das beweist mein größtes Abenteuer:

Am 15. Juni 1997 flog ich mit meinem Chef über Moskau nach Südrußland. Rostow, Krasnodar und Stawropol die Wirtschaftszentren Südrußlands sollten unsere Reiseziele sein. Wir hatten einen Auftrag, der sich über vier Wochen hinziehen sollte. Unsere Aufgabe bestand darin, ausgewählte Unternehmen verschiedener Branchen auf ihre Förderungswürdigkeit hin zu überprüfen. Hatte der von uns besuchte Betrieb die wichtigsten marktwirtschaftlichen Prinzipien verstanden und versuchte er, sich daran zu orientieren, hatte er beste Chancen, daß ihn die EU bei der Umsetzung seiner Strategien durch externe Berater unterstützte.

Gleich bei unserer ersten Station in Rostow am Don nahm das Unglück in Gestalt von Ludmilla seinen Lauf. Sie war unser EU-Kontakt vor Ort, der Termine koordinierte und gemeinsam mit uns zu den aus ihrer Perspektive interessanten Unternehmen fuhr. Mit Ihren 25 Jahren war sie meines Erachtens viel zu jung für diesen Job. Unglücklicherweise hatte sie sich hoffnungslos in meinen Chef verknallt, hing an ihm wie eine Klette und machte ihm ständig schöne Augen. Für meine Begriffe war ihr

Lächeln eine Spur zu vulgär und Ihre Augen eine Nuance zu giftgrün. Ihm war das ziemlich peinlich. Er versuchte bei allen Gesprächen stets die sachliche Ebene und die Aufgabe in den Vordergrund zu stellen. Blond zu sein reicht eben nicht immer. Aber es half nichts, die zweideutigen, oder sollte ich besser sagen, eindeutigen Angebote häuften sich. Zum Eklat kam es nach einem Unternehmensbesuch. Nach den offiziellen Gesprächen lud der Geschäftsführer zum Mittagessen. Natürlich wurde anstelle von Wasser oder Wein Wodka gereicht. Ludmilla schlug gnadenlos zu und war zwei Stunden später völlig betrunken. Mit ihren etwa 50 Kilogramm Lebendgewicht wahrlich kein physiologisches Wunder. Die letzten Hemmungen fielen auf der Rückfahrt ins Büro. Der Versuch, einen krampfhaft aus dem Autofenster schauenden Mann unter Krafteinwirkung zu küssen, kann sicher als sexuelle Belästigung betitelt werden, die ebenso nur unter Kraftaufwand abgewehrt werden konnte.

Am nächsten Tag war Ludmilla wie ausgewechselt. Wenn Blicke töten könnten, wären sowohl mein Chef als auch ich unmittelbar nachdem wir das Büro betraten, verdampft. Blanker Haß schlug uns entgegen, dem, wie ich noch erfahren sollte, bald Taten folgten. Kaum verließ mein Chef für einen Moment das Büro, um seinen Mantel für die Abreise zu holen, überwältigte mich Ludmilla und sperrte mich in einen alten, braunen wurmstichigen Schrank. Da lag ich nun, zwischen muffigen, hauchdünnen und ranzig riechenden Schreibmaschinenseiten, die wohl seit Monaten kein Tageslicht mehr zu sehen bekamen. Gedämpft konnte ich hören, wie mein Chef zurück kam, sich bei Ludmilla verabschiedete und seine Reise nach Krasnodar antrat. Ich wollte schreien, mich in irgendeiner Form bemerkbar machen, aber das lag außerhalb meiner Möglichkeiten.

Noch am selben Tag hörte ich, wie mein Chef Ludmilla anrief. Nein Herr Stein, Ihr Zeitplanbuch ist nicht bei uns. Selbstver-

ständig sehen wir uns im Büro nochmals gründlich um. Ja, wir werden auch in Ihr Hotel fahren und nachsehen. Wir melden uns in jedem Fall wieder bei Ihnen. Wiederhören.

Ich saß schön in der Tinte. Nach Lage der Dinge hatte ich soeben den Besitzer gewechselt. Der Gedanke, den Rest meines Daseins zwischen nach Salami, Kefir und Schafskäse riechenden Dokumenten zu liegen, erschien mir wenig erfreulich. Die Landschaft war reizvoll, ebenso die Menschen – Ludmilla einmal ausgenommen. Aber welche Perspektiven eröffnen sich einem deutschen Terminplaner in einer russisch-, bestenfalls englischsprechenden Umwelt? Früher oder später würde auch Ludmilla meinen Nutzen in Frage stellen und was dann? Sicher mußte das verräterische Corpus delicti ein für allemal vernichtet werden. Eine wilde Deponie vielleicht? Nein, zu gefährlich. Vom Reißwolf zerrissen, mit Sicherheitsstufe zwei? Nein, mein Einband ist aus zähem und widerstandsfähigen Rindsleder. Zudem ist in meinem Rücken zur Stabilisierung ein Edelstahlband eingelassen. Das würde selbst die Zähne der stärksten Wölfe knacken. In der Müllverbrennungsanlage bei 800° - 1000° C verglühen? Ja das war Ludmillas Stil. Mir wurde plötzlich sehr warm in meinem Innersten, als ich an ihre haßerfüllten, feurigen Augen dachte.

Wenige Tage nach seinem ersten Anruf, ich lag noch immer im Schrank, rief mein Chef erneut an. Ludmilla, diese falsche Schlange (alle echten Schlangen mögen mir diesen Ausdruck verzeihen) beteuerte alles unternommen zu haben. Weder im Büro noch im Hotel sei das Zeitplanbuch zu finden gewesen. Er müsse sich wohl damit abfinden, mich für immer verloren zu haben. Einen Stimmungswechsel bei Ludmilla, auf den ich bis jetzt gehofft hatte, konnte ich wohl nun endgültig über Bord werfen.

An einem Samstagvormittag, ich wartete bereits seit zwei Wochen täglich auf meine Deportation zur Müllverbrennungsanlage, geschah das Unerwartete. Der Sicherheitsmann des Gebäudes öffnete die Bürotür. Sofort erkannte ich die vertraute Stimme meines Chefs. Der Dolmetscher erklärte dem Wachmann, daß Herr Stein im Büro sein Zeitplanbuch vergessen hatte. Da in wenigen Stunden sein Flug nach Moskau startete, mußte an einem Samstag der Zutritt zu den Büroräumen gewährt werden.

Wie um alles in der Welt kam mein Chef auf die Idee, mich hier zu suchen? Später erfuhr ich, daß er auch seinen Dolmetscher im Hotel hatte anrufen lassen und dabei erfuhr, daß Ludmilla niemals nach dem Verbleib von mir gefragt hatte. Das hatte sein Mißtrauen geweckt und er beschloß, nochmals alleine das Büro zu durchsuchen.

Meine Freude war unbeschreiblich, als er mich zwischen den Papierstapeln fand und behutsam herauszog. Nichts, so dachte ich, könnte uns von nun an trennen.

Um so erstaunter war ich, als aus heiterem Himmel meine Position sozusagen zur Disposition stand. Unvorstellbar, widerwärtig, abscheulich waren meine ersten Gedanken. Zunächst konnte ich es nicht fassen, aber die Zeichen waren untrüglich. Zunächst entdeckte ich zufällig auf dem Schreibtisch Unterlagen, die ein eindeutiges Interesse meines Chefs an Zeitmanagern bekundete. Anschließend konnte ich Gespräche mit seiner Sekretärin belauschen, nein besser mithören, aus denen klar hervorging, daß ein neuer Zeitmanager gesucht wird.

Plötzlich ging alles sehr schnell und ich fiel in ein tiefes schwarzes Loch. Der Neue war da. Es hieß, er sei zeitgemäßer, moderner, leistungsfähiger. Man sagte, er träfe die Zeichen der Zeit

besser als ich. Von Loyalität konnte ich nichts hören; ist wohl auch nicht mehr zeitgemäß an den alten Werten festzuhalten.

Überheblich und unnahbar steht er in seiner grauen Halterung fast senkrecht auf dem Schreibtisch neben dem Notebook. Sein Name: Palm Fünf. Mehr als ich soll er eine Art ausgelagertes zweites Gehirn darstellen. Dabei sieht er aus wie ein breitgetretener Schildkäfer.

Zwei Monate lang konnte ich Palm aufmerksam beobachten und dabei langsam aber sicher meinen Glauben an die Menschheit verlieren. So lange dauerte es, bis sukzessive meine Daten auf den Palm übertragen waren. Sicher, Noti (das Notebook) und Palm können miteinander quatschen. Sie tun dies auch regelmäßig, um den neuesten Tratsch auszutauschen. Aber wehe der Mensch macht nur einen einzigen kleinen Fehler beim Verbindungsaufbau, dann ist Schuß mit Kommunikation. Ich konnte das deutlich sehen, als die Assistentin des Chefs einmal bei der Datensynchronisation nur knapp am Nervenzusammenbruch vorbeischrammte. Ein Zeitplanbuch hingegen ist deutlich weniger fehleranfällig. Ja, Fehler sind bei mir geradezu ausgeschlossen. Gerne hätte ich gesehen, was passiert, wenn Palm einmal dem Chef aus der Hand fällt – am besten aus dem 19ten Stock. Ich würde das problemlos überstehen. Der graue, dünne Plastikpanzer und die empfindlichen Schaltkreise von Palm garantiert nicht.

Einmal dachte ich, er wäre nach vier Wochen Einsatz bereits auf dem Weg über den Jordan. Sein Display war völlig tot. Auch sonst gab er keinen Pipser von sich. Leider hatte ich mich zu früh gefreut. Lediglich die Energie der Batterien hatte Palm völlig aufgesogen. Wie kann man sich als Mensch nur so abhängig machen und mehr und mehr diese Energievampire in das eigene Leben integrieren?

Eine weitere gravierende Schwäche von Palm entdeckte ich im Januar. Aufgeregt rief mein Chef im Büro an und benötigte die Telefonnummer eines Mandanten. Palm hatte die Nacht im Kofferraum bei minus 3° C verbracht und weigerte sich nun strikt zu arbeiten. Warum nur arbeiten Menschen mit Geräten, die sich bei ein bißchen Kälte bereits aufführen, als ob sie in der Kryokammer steckten?

Meine Zeit scheint nun endgültig vorüber zu sein. Ich liege zwar nicht zwischen nach Salami und Käse stinkenden Schreibmaschinenseiten, aber mein Gnadenbrot habe ich mir beileibe anders vorgestellt. Grundsätzlich kann ich keinen großen Unterschied zu Rostow feststellen, da mein Zwischenlager hier ein dunkler, erstklassig schließender Schrank ist. Neben neun Sätzen alter Nachtragsblätter warte ich auf die Endlösung und wage nicht daran zu denken, wie sie konkret Gestalt annehmen könnte.

Ich weiß nicht, wie lange ich bis zur endgültigen Entsorgung in meiner hermetisch abgeschossenen Zelle gelegen habe. Ich schäme mich auch deshalb. Stellen Sie sich nur vor, ein Zeitplanbuch, das sein Zeitgefühl verloren hat – unglaublich. Jedenfalls, als ich herausgeholt wurde, wusste ich, dass nun mein letztes Stündlein geschlagen hatte. Umso überraschter war ich, als ich mit aktuellen Jahresblättern versorgt und gemeinsam mit dem verhassten Palm in ein Futteral gesteckt und auf dem Schreibtisch meines Chefs abgelegt wurde.

Inzwischen ist ein Jahr vergangen. Ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal sagen würde, aber Palm und ich ergänzen uns. Gemeinsam bilden wir eine tragfähige Brücke von der ultramodernen Hightech-Welt von Palm, zum Menschen der, da sind wir uns wohl alle einig, letztendlich noch immer beschriebenes

Papier sympathischer findet, als sterile Displays mit mysteriösem Innenleben, von denen niemand weiß, ob sie auch morgen noch das tun, was wir von ihnen erwarten.